2365

ARCHIV DES BISCHÖFLICHEN KOMMISSARIATES URI

Die

# Emanation

des

# Allgemeinen Wohles,

oder:

# Die Harmonie des Wirkens.

---

Im Selbstverlage des Verfassers

J. J. Rykiken, Typograph,

in

Schinznach (Kantons Aargau).

---

Motto:

Dem freien Mann das freie Wort!

---

Preis: 50 Centimes.

11 Exemplare 5 Fr.

---

April 1865.

---

Vivis, *Rue du Lac*, n° 35.

Um vor der Herausgabe dieser Schrift das Urtheil des Publikums über dieselbe kennen zu lernen, hielt der Verfasser gegen Ende 1864 im Casino in Bern über vorliegendes Thema einen öffentlichen Vortrag. Ermuthigt durch die demselben gewordene günstige Aufnahme und ermuntert von kompetenter Seite, hat er, den gerügten Mängeln Rechnung tragend, den Text umgearbeitet und vervollständigt. Er wird indessen bei der soeben in Ausführung begriffenen französischen Ausgabe so viel möglich von fernern Kritiken Notiz nehmen.

Aus Mangel an Platz mußte der zweite Theil dieses Schriftchens bedeutene abgekürzt und die Erörterungen des Verhältnisses des Staates zur Erziehung und zum Familienwesen weggelassen werden.

# Inhaltsverzeichniß.


Seite.

## Menschenwürde und Bildung.

I. Verhältniß des Menschen zur Gottheit und Natur . . . . . 5

II. Bildung:

A. Kunst und Wissenschaft . . . . . 9

B. Die Religion:

1. Welches ist die rechte Religion? . . . . . 11
2. Verhältniß des Glaubens zur Moral . . . . . 14
3. » » » » Wissenschaft . . . . . 17
4. » der Kirche zum Staate . . . . . 20

## Des Menschen Stellung.

I. Im Staate:

A. Der Staat nach Außen . . . . . 21
B. » » » Innen (Verhältniß d. St. zur Gesellschaft) . 22

II. In der Gesellschaft:

A. Verhältniß zwischen den verschiedenen Ständen . . . . 25
B. » » » beiden Geschlechtern . . . . . 27

III. In der Familie:

A. Verhältniß zwischen den Ehegatten . . . . . 29
B. » » » Eltern und Kindern . . . . . 31

## An das Schicksal.

Schicksal, mächtiger Gliederung
Riese, gib mir Erwiederung!
Mächtiger, Trotziger, zeige dich!
Zum Gerichte und beuge dich!
Alle die Kraft, die verflossen ist,
Alles das Blut, das vergossen ist,
Stromweis abgeschäumtes Blut
Nutzlos um ein erträumtes Gut, —
Alle die Städte, die du mit Krieg verheert,
Alle die Dörfer, die du mit Brand zerstört,
Alle die Ketten, die du gewunden,
Alle die Völker, die du gebunden,
Alle die Leiber, die du gesteinigt,
Alle die Körper, die du gepeinigt,
Die du auf glühenden Rost gelegt
Und mit der feurigen Kost gepflegt, —
Alle Unschuldigen, welche du richtetest,
Alle Geduldigen, die du zernichtetest,
Alle die Herzen, die du gebrochen,
Alle die Seelen, die du durchstechen,
Alle die Geister, die du durchwettertest,
All' die Gemüther, die du zerschmettertest,
Weinen zu dir und verklagen dich,
Schuldigen dich an und fragen dich,
Fragen dich laut: Warum? warum?
Gib Antwort! —

# Menschenwürde und Bildung.

## I. Verhältniss des Menschen zur Gottheit und Natur.

Wenn Du in sternenheller Nacht über Dir die Tausende und Tausende sich rastlos bewegender Welten betrachtest, von denen unser Erdball noch lange nicht die größte und vollkommenste und ebenso wenig der Haupt- oder Mittelpunkt ist, und Du umsonst Dich bemühst, zu ergründen, wann und wo dieselben zu bestehen angefangen haben und aufhören werden, dann wirst Du wohl auch trotz des Geheimnisses ihres Lebenstriebes die in ihrer Mannigfaltigkeit und in ihrer Bewegung waltende Uebereinstimmung wahrnehmen. Und wenn Du die Natur in Deiner unmittelbaren Nähe betrachtest, so findest Du wieder dieselbe Mannigfaltigkeit, dasselbe rastlose Wirken, dieselbe Harmonie. Du wirst, selbst als eifriger Materialist, Dich eines mächtigen Gefühls von Staunen und Bewunderung nicht erwehren können und gestehen müssen, daß ein hehres, erhabenes Wesen, heiße es Gottheit oder Vorsehung oder Naturkraft, die Natur schafft und regiert; Du wirst dabei zu der Ueberzeugung gelangen, daß, wie alles Andere, auch der Mensch seine Bestimmung hat, selbst wenn, wie Einige behaupten wollen, sein irdisches Dasein nur eine chemische Verwandlung ist.

Worin des Menschen Bestimmung besteht, hat bis zur Stunde noch Niemand ergründen können; selbst die Weisheit und Wißbegierde der Gelehrten und Naturforscher ist hier am Ziele. — Man lehrt uns freilich, die Bestimmung des Menschen sei die „Seligkeit“ — nach dem Tode, nämlich für die Christen, und das Wirken hienieden die nothwendige Vorbereitung auf das „Jenseits“. Glaube Das, wer's glauben kann; selig, die nicht sehen und doch glauben. Niemand vermag es zu bestreiten, Niemand vermag es zu beweisen. — Aber es steht doch in der Heiligen Schrift und wird uns gelehrt von der Kirche! wirst Du einwenden. Kannst Du aber beweisen, daß die Kirche keine Unwahrheiten und Irrthümer lehrt? Sie stützt sich auf die Heilige Schrift, auf die Bibel, welche, wie so manche gute und schlimme Bescheerung, aus dem Oriente stammt und, wie alle Ueberlieferungen aus dem Orient und dem Alterthum, ein Gemisch von Wahrheit, Dichtung und Phantasiebildern enthält. Die verschie-

denen Verfasser der Schriften, aus welchen die Bibel besteht, suchten jeweilen ihre Geistesprodukte dem herrschenden Zeitgeiste anzupassen, wie denn auch wahrscheinlich später die Kirche hier und da, je nachdem es in ihrem Interesse lag, daran flickte.

Ueber die Bestimmung des Menschen sind und bleiben wir im undurchdringlichem Dunkel. Es ist überhaupt gar nicht nothwendig, daß wir hierüber Aufklärung haben. Lassen wir uns vielmehr die Verbesserung der gegenwärtigen Zustände angelegen sein; besser der Spatz in der Hand, als der Storch auf dem Dach.

Bei der Betrachtung der Natur und der Wahrnehmung der in ihrem regen Leben waltenden Harmonie wirst Du ferner zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch Deine Kleinigkeit den Gesetzen der Natur unterworfen ist und Dein Schicksal von Deinem Verhältniß zu denselben abhängt. Von dieser Idee gingen vor Alters die Menschen aus, als sie aus dem Laufe der Natur die Zukunft des Schicksals erforschen wollten. Interessant ist wirklich die Thatsache, daß Manchem trotz all' seiner Begabung Nichts gelingen will, während oft Solche, die kaum Fünfe zählen können, ohne Mühe ihr Ziel erreichen. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung nur dadurch, daß Jene, auf ihre Routine zu sehr vertrauend, sich nicht, wie Diese, den waltenden Umständen zu fügen verstehen, sondern zu selbstständig auftreten und hierdurch mit den Naturgesetzen, welche die Umstände bedingen, in Konflikt gerathen. Merkwürdig ist es ferner, daß der Klügste nicht sicher ist, Thorheiten zu begehen, sowie auch der Tugendhafteste in einem unglückseligen Augenblicke leicht Vergehen oder Verbrechen verüben kann, und umgekehrt; diese Thatsache dient als Beweis, daß der Mensch ein Spiel der natürlichen Weltordnung ist. Darin eben besteht die wahre Lebensweisheit, daß der Mensch seine Wirksamkeit nach dem natürlichen Gesetze der Harmonie regelt; dieser Grundsatz lehrt ihn selbst die ungünstigen Umstände benutzen, so daß er aus dem anscheinenden Hinderniß ein Mittel macht, um an's Ziel seiner Wünsche zu gelangen.

Durch die Erfahrung lernt der Mensch sein Verhältniß zu seiner Umgebung kennen und seine Stellung derselben gegenüber regeln. Je wechselvoller diese Stellung ist, um so mehr gewinnt er an Erfahrung, und weiß er dieselbe zu Rathe zu ziehen, so muß sie ihm als Mittel dienen, sein Verhältniß zu verbessern und sein Schicksal je nach Maßgabe der waltenden Umstände freundlich zu gestalten. Weiß er die günstigen Umstände so zu benutzen, daß er nicht dem Wohl der Gesellschaft, — welche auf sein Schicksal einen mächtigen Einfluß hat, — zuwiderhandelt, sondern vielmehr mit seinem Wohl zugleich das allgemeine Wohl zu fördern sucht, so verliert sein Streben nach Besitzthum (be-

stehe dieses in geistigen oder materiellen Gütern) einigermaßen den Schein des Egoismus durch das Recht der Selbsterhaltung. Doch wird ein vernünftiger Mann nicht sein Streben dahin richten, mehr zu besitzen, als er bedarf, und ein braver Mann nicht auf Kosten des Wohles seiner Nebenmenschen sein eigenes Wohl zu fördern suchen. Das Besitzthum darf dem Menschen schon aus dem natürlichen Grunde nicht als Lebenszweck gelten, daß er es so sicher verlassen muß, so sicher als gegen den Tod kein Arzt ihn zu schützen vermag, auch wenn er möglichst weit hergeholt wird. Nach Vollkommenheit allein muß der Mensch sein Streben richten, wenn er im vollen Sinne des Wortes ein Mensch sein will; dann nur wird seine Wirksamkeit, weil gemäß dem Princip der Harmonie, für ihn und seine Umgebung eine segensreiche sein.

Nach diesem Princip der Harmonie soll der Mensch als Geschöpf sein Verhältniß zur Natur regeln. Die Erkenntniß seiner Stellung zu derselben erhebt den Menschen zu seiner Würde, indem sie ihn zum Bewußtsein seiner Vorzüge bringt, vermöge welcher er der Herr der Welt, so zu sagen die irdische Gottheit, die Gottheit im Kleinen, ist. Will er aber auf diese Würde einen gerechten Anspruch haben, so muß er in der Herrschaft über die Natur nach den göttlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Güte verfahren, besonders gegenüber den lebenden Geschöpfen, den Thieren; so kann er von seiner Herrschaft keinen Mißbrauch machen.

Es wollten zwar schon Viele die Behauptung aufstellen, es bestehe zwischen dem Menschen und dem Thiere kein wesentlicher Unterschied. Der Mensch ist wirklich, trotz seines vollkommenen Körperbaues, das hülfloseste aller Geschöpfe. Die Intelligenz aber ersetzt seine körperlichen Mängel in solchem Grade, daß er zur Herrschaft über die ganze Natur befähigt ist und selbst die stärksten und wildesten Thiere sich dienstbar macht.

Diese Thatsache veranlaßt nun wieder Viele, den Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere in der Intelligenz erkennen zu wollen. Es sind jedoch auch die Thiere in höherm oder niederm Grade mit Intelligenz begabt. Man will zwar ihrem Instinkte Viel zuschreiben, der wirklich oft zuverlässiger ist als die Intelligenz des Menschen. Ich las z. B. von einer Tigerjagd in Indien, wo der Tiger, statt sich jagen zu lassen, den Elephanten, welcher bei seinem Anblick ganze Wendung gemacht, jagte und den auf dessen Rücken sitzenden Jäger herunterriß und davontrug. Da muß doch der Tiger den Jäger, seinen wirklichen Feind, sehr deutlich von dem unschuldigen Elephanten unterschieden haben; als dagegen Cortez mit seiner Kriegerschaar zu Pferde in Mexiko erschien, hielten die Eingebornen Reiter und

Pferde für ein einziges Geschöpf, bis zu ihrer größten Verwunderung die Reiter abstiegen. Es sind schon Fälle vorgekommen, wo der Mensch in kritischer Lage, seine Unbeholfenheit einsehend, dem Instinkt der Thiere vertrauen mußte. — Aber es gibt eine Schranke, von welcher an die Thätigkeit des Thieres keine instinktmäßige mehr ist. Ein Geistlicher, der in den Mußestunden sich mit Bienenzucht beschäftigte, machte die Beobachtung, daß seine fleißigen Thierchen, als sie gewahr wurden, daß ihr Vorrath von Honig sich verminderte, während sie ihn stetsfort zu vermehren bemüht waren, über Nacht ihr Erkennungszeichen veränderten, und wirklich war dieses Mittel das richtige, um dem Zutritte fremder Bienen vorzubeugen. Ein Elephant wurde bei Schiffsbauten zum Herbeischleppen von Balken verwendet, die er am Stricke zog; wenn der Balken an ein Hinderniß stieß, kehrte der Bedächtige zurück und schob entweder den Stein des Anstoßes bei Seite oder hob mit kräftigem Ruck den Balken hinauf, so daß er ihn darüber hinwegziehen konnte. Der Beispiele sind genug bekannt, welche als Beweis dienen, daß zuweilen bei Thieren das Denkungsvermögen in gewissem Grad vorhanden ist.

Bekanntlich befindet sich der Sitz der Intelligenz im Gehirn, und zufällig ist das menschliche Gehirn das am vollkommensten ausgebildete. Aus der Schädelbildung des Menschen lassen sich seine geistigen Fähigkeiten, ja selbst seine moralischen Eigenschaften, letztere aber noch mehr aus den Gesichtszügen, der Gestalt einzelner Theile desselben, aus der Fülle und Farbe der Haare und des Bartes, aus der Stimme, der Gestalt der Hand, selbst aus den Schriftzügen und dem Styl erkennen, sowie sich aus dem Gesichtsausdruck und der Haltung auf die Berufsart des Einzelnen schließen läßt. Man vergleiche z. B. die Haltung eines Militärs mit derjenigen eines Denkers, den Gesichtsausdruck eines Hochmüthigen mit demjenigen eines Melancholischen, die Handschrift eines Geschäftsmannes mit derjenigen eines Gelehrten, den Styl eines Staatsmannes mit demjenigen eines Verliebten, ꝛc. Durch fleißiges Studium aller möglichen Merkmale gelangt man leicht zu einem bedeutenden Grade von Sicherheit in der Beurtheilung des Menschen und seiner Verhältnisse, so daß man sogar aus seinen Worten eben die Hintergedanken, welche er zu verbergen sucht, erkennen kann. Von großem Interesse und sehr amüsant ist es, in Versammlungen die Physiognomien der Anwesenden zu studiren und hieraus sich ein Urtheil über deren Intelligenz und Charakter zu bilden. Bei näherer Kenntniß der vorhandenen Kennzeichen und Merkmale wird es leicht, sich zu überzeugen, daß das Maß der Intelligenz des Menschen durch die physische Beschaffenheit seines Körpers bedingt ist.

Dagegen ist auch der Mensch mit Instinkt begabt. Oder geschieht es aus Ueberlegung, wenn Du einen fallenden Gegenstand mit Blitzesschnelligkeit während des Falles zu erhaschen weißt? oder wenn Du die Augen schließest, sobald denselben die geringste Gefahr droht? Wie Vieles thust Du unbewußt, unwillkürlich!

Wie groß auch der Unterschied zwischem der Intelligenz des Menschen und derjenigen des Thieres oft sein mag, so ist er doch noch kein wesentlicher. Der wesentliche Unterschied zu Gunsten des Menschen besteht 1) in der Erkenntniß des Guten und 2) in der Erkenntniß des Schönen. Die Moral und die Kunst sind die edelsten Güter der Menschheit, und es liegt in unserer Aufgabe, uns dieselben in möglichst großem Maße anzueignen. Das Streben nach dem Edlen, Erhabenen führt uns dem Ziele der Vollkommenheit entgegen, bringt uns Gott näher und macht die Welt zum Paradiese. — Doch wollen wir die Gottheit nicht in ferne Räume, in einen Himmel versetzen, der durch die langen Fernröhren der Astronomie in Nichts verwandelt wurde, sondern in Alles, was lebt und webt; die Naturgesetze sind unsere Gottheit, und zwar so lange, bis das Dasein einer andern Gottheit nachgewiesen ist. Das unerläßlichste dieser Naturgesetze ist die Harmonie. Wir werden in Folgendem darthun, daß in der Harmonie die Garantie der Glückseligkeit und des allgemeinen Wohls zu finden ist.

## II. Bildung.

### A. Kunst und Wissenschaft.

Während die Moral und die Kunst die wesentlichen Vorzüge des Menschen vor den andern Geschöpfen bilden — diese, um dem irdischen Dasein das Schöne, jene, um demselben das Gute abzugewinnen und die Stellung des Menschen gegenüber seinen Nebengeschöpfen im Allgemeinen und der menschlichen Gesellschaft insbesondere zu regeln, lernt er vermöge seiner erhöhten Intelligenz durch die Wissenschaft seine Stellung gegenüber seiner Umgebung kennen. Die Kunst, die Wissenschaft und die Moral sind daher als die vorzüglichen Bildungsmittel zu betrachten.

Die Kunst indessen hat auf das Verhältniß des Menschen zu seiner Umgebung keinen unmittelbaren Einfluß; der Verfasser dieser Broschüre findet daher Erörterungen auf diesem Gebiete zwecklos und erlaubt sich bloß einige diesfallsige Bemerkungen.

Da die Kunst bestimmt ist, den Menschen zu veredeln und sein Dasein angenehmer zu gestalten, so dürfen der Pflege derselben keine materiellen Interessen zu Grunde liegen; denn diese

bewirken gerade das Gegentheil, indem sie den Menschen zum Spielzeug der Selbstsucht machen und sein Dasein verbittern.

Die Pflege der Kunst sollte allgemeiner werden, sich bis in untersten Volksklassen erstrecken. Es wurde letzthin von kompetenter Seite behauptet, daß Jeder mit der Anlage zum Gesange begabt sei, sei es in größerm oder geringerm Maße.

Auch das Volkstheater, wie es in den letzten Jahren im Kanton Luzern und der Urschweiz in Aufnahme gekommen, erweist sich als vortreffliches Bildungsmittel; — ich sage das Volkstheater, nicht dasjenige der vagirenden Künstler, welche trotz des Mangels an Zuspruch nicht aufhören, mit Nachäffen verdienstloser Größen, Hofschranzen ꝛc. das Publikum zu langweilen.

* * *

Auch in Beziehung auf die Wissenschaft erlaubt sich der Verfasser nur einige Bemerkungen. Er wird indessen im Verlaufe dieser „Erörterungen“ das Verhältniß der Kirche und des Staates zur Wissenschaft einer Untersuchung unterwerfen.

Da die Wissenschaft die Bestimmung hat, den Menschen sein Verhältniß zu seiner Umgebung kennen zu lehren, und demnach Bedürfniß eines Jeden ist, so soll sie Jedem, auch dem Aermsten — für den sie ja noch viel mehr Bedürfniß ist als für den Reichen — zugänglich gemacht werden. Der gesellschaftliche Verkehr erweitert sich mehr und mehr und erfordert von Jedem ein bedeutend höheres Maß von Routine als früher. Entspricht man dieser Anforderung, so werden die Lichtscheuen, die Feinde des Fortschritts, nicht mehr gegen den Strom zu schwimmen vermögen und nicht mehr im Trüben fischen können; Volksbildung ist Volksbefreiung. Sie mögen sich indessen damit trösten, daß im natürlichen Kreislauf der Dinge alles Alte wiederkehrt, wenn auch in veränderter Gestalt.

Die Förderung der Wissenschaft ist daher nicht bloß Aufgabe des Staates, sondern jeder Freund der Volksbildung, jeder Bildungsverein darf mehr leisten, darf die Bildung nicht bloß für sich pflegen, sondern soll sie in der Gesellschaft heimisch machen. Ein unsterbliches Verdienst um die Volksbildung hat sich Gutenberg durch die Erfindung der Buchdruckerkunst erworben; durch sie erst wurde die Bildung Jedem zugänglich. Was nur irgend der Geist des Menschen erschaffen mag, es gelangt durch die Presse, diese geschworne Feindin der Finsterniß, zur Kenntniß eines Jeden. Eine tiefer greifende Erfindung als die der sog. „schwarzen Kunst“ zu machen ist unmöglich; deßhalb konnte sie sich auch bald eines ungeheuren Aufschwungs erfreuen; in Wien wurden s. Z. die Jünger Gutenbergs dem Adel- und Gelehrtenstande gleichgestellt.

Dennoch genügt die Volksschule, wenigstens die auf dem Lande, den Anforderungen der Zeit nicht mehr. Die Realien gehören in die Volksschule; damit fallen die Realschulen weg und wird zugleich der Unterricht gehoben und das Schulwesen vereinfacht. Statt des Religionsunterrichts würde ferner, gemäß nachfolgender Abhandlung über die Religion, die christliche Moral ein besonderes Unterrichtsfach bilden und der Glaube würde Sache der Literatur sein. Ein weiteres Fach, das bis jetzt in der Volksschule ziemlich vernachlässigt ist, bildet die populäre Gesundheitslehre. Ebenso soll die Kenntniß des natürlichen Rechtes Gemeingut eines Jeden sein. — Durch Berücksichtigung dieser gerechten Forderungen wird Jeder sein eigener Seelsorger, sein eigener Advokat und sein eigener Arzt und sich nicht beschwindeln lassen.

Was wird aber dann aus den Universitäten? — O Nichts! Dem Grundsatz, daß die Wissenschaften Eigenthum des Volkes sein sollen, widerspricht das Universitätswesen mit seiner superklugen, spitzfindigen, haarspalterischen und aufgeblasenen und dabei so beschränkten und unpraktischen Weisheit. Nur zu wahr ist das Sprichwort: je gelehrter, je verkehrter! und das hier und da ins Thierische ausartende Benehmen eines großen Theils der Studenten ist keineswegs geeignet, es zu widerlegen.

---

## B. Die Religion.

### 1. Welches ist die rechte Religion?

Die Religion entstand dadurch, daß der Mensch die Einflüsse, von denen er begünstigt oder benachtheiligt wurde, als außer seinem Bereich oder seiner Macht gelegen, höhern, unsichtbaren Mächten zuschrieb; diese Mächte nannte man Gott oder Götter. Durch Huldigung und Opferung suchte man ein gutes Verhältniß mit denselben zu unterhalten, und es bildete sich zur Regelung dieses Verhältnisses der Priesterstand. Dieser nun theilte die Götter in gute und böse, in größere und kleinere, und ordnete für jeden derselben einen besondern Kultus an. Um solchen anschaulicher zu machen, errichtete man Statuen, Bilder. Andere Völker verehrten sichtbare Naturgegenstände, z. B. die Sonne, das Feuer, Flüsse, Berge, gewisse Thiere, ꝛc. Die Lehre von den Göttern war bei den Griechen und Römern am weitesten ausgebildet; in der griechischen Mythologie führten die Götter selbst Kriege gegen einander um den Besitz des Himmels und standen mit den Menschen in regem Verkehr. Das Verhältniß der Götter unter sich war ein patriarchalisch-republikanisches.

Die Einflüsse dieser heidnischen Religion auf die Wirksamkeit des Menschen waren für das Wohlergehen der Mensch-

heit nicht günstig, indem der Gläubige sein höchstes Streben dahin richtete, sich ein freundliches Verhältniß zu den Göttern zu sichern, statt zu den Menschen, — wodurch die Götter die serviilen Werkzeuge der menschlichen Selbstsucht wurden, welche eben das Hinderniß des allgemeinen Wehls ist.

Von diesem Standpunkte der Vielgötterei löste sich im Laufe der Zeit ein Volk ab: die Hebräer, Israeliten, Juden. Es bildete sich bei ihnen die Idee der Einheit der erschaffenden und allwaltenden Kräfte aus; ihr Gott war Jehova Zebaeth (Herr der Heerschaaren). Das patriarchalische Verhältniß zwischen den Göttern war dem monarchischen gewichen; Gott hatte nun statt Neben- und Untergöttern Diener, die Engel. (Einer derselben, Luzifer, der, zur Strafe für seine Rebellion von einem der sieben Erzengel aus dem Himmel verjagt, in der Unterwelt, der Hölle, ein neues Reich gründete, ist der ewige Widersacher Jehovah's und wird wahrscheinlich auch bald einmal, wenn er der Gleichgesinnten genug angeworben hat, den Himmel erstürmen, wie in der griechischen Mythologie die Tytanen es thaten; er soll bereits das preußische Zündnadelgewehr eingeführt haben.) Der Gott der Juden, wie seine Engel, ist unsichtbar und unabbildlich. — Doch auch der Standpunkt der jüdischen Religion war mit dem Uebelstande verbunden, daß der Mensch sein Augenmerk, statt auf seine Vervollkommnung, beinahe ausschließlich auf sein Verhältniß zu Gott richtete. Wenn auch das Bilderwesen beseitigt wurde, so bestand doch ein läppisches Ceremonienwesen im höchsten Grade fort. Dabei hielten sich die Juden für bevorzugt und bevorrechtet vor andern Völkern und glaubten sich berechtigt, die Heiden, sowie auch später die Christen, nach anderem Maßstabe zu behandeln als ihre Stammes- oder, was merkwürdigerweise bei diesem Volke Dasselbe ist, Glaubensgenossen. Sie betrachten sich als das „auserwählte Volk"; daher ihre erstaunliche Zähigkeit, die allen fremden Einflüssen trotzt.

Christliche Religion. Jesus von Nazareth, der größte aller Philosophen, die je gelebt, machte sich's zur Aufgabe, für das seciale Wohlbefinden eine solide Grundlage zu suchen. Er hat sie gefunden; durch seine edle, rein menschenfreundliche Gesinnung mußte er sie finden. An der Einheit des Göttlichen festhaltend, suchte er Gott den Menschen und diese selbst einander näher zu bringen, indem er Gott als den Vater und die Menschen als Brüder unter sich erklärte. Es war das Reich Gottes oder das Himmelreich, das er auf Erden zu gründen sich bemühte. Die Menschheit sollte den Himmel auf Erden oder das verlorne Paradies wieder finden, in welchem die Gerechtigkeit und Liebe das höchste Gesetz sein sollte. Er hat sich das unsterbliche Verdienst erworben, die Moral als die rechte Religion zu erklären,

indem er von der Verehrung des höchsten Wesens im Geist und in der Wahrheit und über die Nichtigkeit der Ceremonien predigte. Wenn er auch einzelne damals herrschende Ansichten, z. B. von Himmel und Erde, von Himmel und Hölle, Engeln und Teufeln ꝛc. theilte, so waren sie ihm doch untergeordneter Art. Auch konnte er nicht auf ein Mal die eingefleischten Irrthümer beseitigen; er hat genug gethan, daß er den Impuls dazu gegeben und sein Leben dafür aufgeopfert; die Zukunft sollte sein Werk fortsetzen. Die Gerechtigkeit und Liebe war als die heiligste Aufgabe der Menschen erklärt und dadurch der Grund zum socialen Wohlbefinden gelegt, und es konnte leicht auf diesem Grunde fortgebaut werden.

Das geschah aber leider nicht allgemein. Das heidnische Bilderwesen und das jüdische Ceremonienwesen erhielten im katholischen Kultus eine vermehrte und verschlimmerte Auflage. Das hätte indessen nicht viel schaden können, aber man ließ es nicht dabei bewenden. Statt des Princips der Moral wurde das des Glaubens aufgestellt und das Christenthum in ein spitzfindiges Glaubenssystem aufgelöst, das neue Verwirrung, Trennung und Feindschaft unter den Menschen herbeiführte. So ward gerade das Gegentheil von dem bezweckt, was Christus gewollt. Wer diesen schändlichen Verrath an seinem Werk begangen, das sind — die Pfaffen. Aus dem sanften Joch Jesu wurde ein unerträgliches Pfaffenjoch. Die Priester machten sich zu unentbehrlichen Vermittlern zwischen Gott und Menschen und organisirten sich; der Papst nannte sich Nachfolger Christi und Statthalter Petri und schrieb sich als solcher die Eigenschaft der Unfehlbarkeit zu. Kann die Anmaßung weiter gehen? Petrus war sowenig unfehlbar als irgend ein anderer Sterblicher, und er hat weder einen Nachfolger bestellt noch unmittelbar nach ihm einen erhalten; denn zwischen ihm und dem Papst verfloß ein großer Zeitraum, und erst später gelangte die Geistlichkeit zu einer solchen Macht, daß sie, je nachdem es angeblich im Interesse der Religion, in Wirklichkeit aber in ihrem eigenen Interesse lag, Kaiser und Könige wählte und stürzte. Die Päpste haben auch durch ihre Wirksamkeit den glänzendsten Beweis geleistet, daß sie Nachfolger Christi oder Petri am wenigsten und nichts weniger als unfehlbar sind. Wer sich ihrer Gewaltthätigkeit nicht unterwerfen wollte oder wer das Unglück hatte, zur Erkenntniß der bestehenden Irrthümer und Mißbräuche zu gelangen, wurde schonungslos verfolgt. Christus predigte Gerechtigkeit und Liebe, — das Wirken der Geistlichen ist grausame Selbstsucht: ist wohl das ihre allein seligmachende Religion, he? Teufel und Hölle, wenn es solche gibt, können nicht teuflischer und höllischer gegen die Menschheit verfahren, als es die Päpste und die päpstlich-

ARCHIV DES BISCHÖFLICHEN KOMMISSARIATS URI

katholische Kirche im Namen der christlichen Religion gethan haben.

Die Reformation suchte diese Irrthümer und Mißbräuche zu beseitigen. Es wurde von ihr auch wirklich die Autorität des Priesterthums und theilweise das Ceremonien- und Bilderwesen aufgehoben. Doch auch der Protestantismus leidet an dem Krebsübel, daß er mehr auf den Glauben als auf die Moral sich stützt. Für die Autorität der Geistlichkeit gilt bei ihm die Autorität der Bibel; das Verhältniß des Menschen zu Gott wird, dem göttlichen Grundsatz der Gerechtigkeit zuwider, wie beim Katholicismus, dadurch hergestellt, daß ein Unschuldiger, Jesus, das Opfer der Schuld Anderer wird. Der Selbstsucht des Menschen wird dadurch geschmeichelt, daß er mit Ausübung des Guten und Unterlassung des Bösen, was Jeder ohnehin ja schuldig ist, sich das Bürgerrecht im Himmel verschaffen kann. Auch der Protestantismus ging schon von dem Grundsatze aus, daß dem Reinen Alles rein ist und der Zweck das Mittel heiligt; sonst würde man nicht im Namen des Christenthums Andersgläubige, wie z. B. die Juden, verachten, oder verfolgen, wie es von Seite Calvin's in Genf und der Puritaner in England geschah. Der Protestantismus kann so wenig wie der Katholicismus eine solide Grundlage des allgemeinen Wohles werden, das Christenthum aber kann es.

## 2. Verhältniß des Glaubens zur Moral.

Wir haben die auf religiösem Gebiete gemachten Fortschritte beobachtet und gefunden, daß wir mit all' diesen Fortschritten noch um keinen Schritt der Glückseligkeit näher gerückt sind; denn wo der Mensch sich mit Dingen beschäftigt, die außer seinem Bereiche liegen, ist er verhindert, an seiner Vervollkommnung zu arbeiten. Die Erfahrung lehrt, daß der Glaube statt Eintracht Zwietracht, statt Liebe Haß, statt Frieden Krieg, statt Wohlergehen namenloses Elend, statt des Himmels die Hölle bringt. Die Moral dagegen ist geeignet, den Menschen zu vervollkommnen. Die Sittenlehren aller Religionen stimmen ziemlich überein; doch ist die von Christus gelehrte, mit seinem Beispiel bekräftigte und mit seinem Blute besiegelte, die christliche, als die vollkommenste und vorzüglichste zu betrachten; sie lehrt uns das Verhältniß des Menschen zu Gott und der Gesellschaft verbessern. Dieses Verhältniß beruht auf der Harmonie.

Die Harmonie ist schon durch die Klugheit geboten; ihr ist es zuwider, daß die Menschen, sei es um gegenseitig ihren Ideen Eingang zu verschaffen oder einander materielle Vortheile abzugewinnen, oder sogar aus purer Bosheit, sich durch gegenseitige Verfolgung das Dasein verbittern und so die Welt zur Hölle

machen, während es doch nur von ihrem Willen abhängt, durch Vervollkommnung sich ein Paradies zu schaffen, sobald man einsehen lernt, daß getheilte Freude doppelte Freude und getheiltes Leid halbes Leid ist; freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden. Die ganze christliche Sittenlehre ist diese: Was Du willst, daß man Dir thu', das thue gern auch Andern Du; was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu.

Dieses Gebot kann auf zweierlei Weise erfüllt werden:

1) Durch Gerechtigkeit. Diese muß sich auf die Ueberzeugung eines Jeden gründen, daß er als Mitglied der menschlichen Gesellschaft, mit welcher zu verkehren er durch die Natur der Verhältnisse angewiesen ist, nur auf deren Wohl sein eigenes Wohl gründen darf; — seine Wirksamkeit muß daher nach dem Grundsatz des natürlichen Rechtes eine dem allgemeinen Wohle entsprechende sein. Die Erkenntniß dieses natürlichen Rechtes, das Gewissen, ist in jedes Menschen Brust tief eingeprägt; selbst die Heiden können dasselbe nicht verleugnen.

2) Die Harmonie wird erreicht durch die Liebe. Der Hauptgrundsatz der christlichen Lehre heißt: Liebe deinen Nächsten wie Dich selbst. Da wo die Gerechtigkeit nicht ausreicht, muß die christliche Nächstenliebe das Weitere zur Verbesserung des Verhältnisses zwischen den Menschen thun.

* * *

Es wird aber noch lange dauern, bis die Menschheit so klug ist, einem solchen ungetrübten Verhältniß zugänglich zu werden. Das Hinderniß ist die Selbstsucht, theils in der Gestalt des Ehrgeizes, theils in derjenigen der Habsucht. — Ists denn nicht eine Thorheit, über dem Jagen nach eingebildeter Wohlfahrt die wirkliche Wohlfahrt, bestehend in der Zufriedenheit mit dem Besitze Desjenigen, das man bedarf, preiszugeben, über dem Streben nach Wohlbefinden gerade das Wohlbefinden, bestehend im edlen Genusse der Lebensfreuden, zu vergessen? Freut Euch des Lebens, wann noch das Lämpchen glüht; pflücket die Rose, eh' sie verblüht! Lebt — und laßt leben!

Die Selbstsucht hat indessen auch ihren Zweck; — sie ist der Prüfstein des Christenthums. Dessen Grundbedingung lautet: Ihr könnt nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Wie verhält sich, Ihr, die Ihr Euch Christen nennet, eure Selbstsucht zum Dienste Gottes? Freilich in der Kirche dient Ihr Gott; — ein leichter Gottesdienst und kostet Nichts! — wäret Ihr auch so fromm, wenn Ihr den Eintritt direkt bezahlen müßtet? Glaubt Ihr wirklich, mit Eurer einfältigen, demüthigen und uneigennützigen Sonntagsmiene den Allwissenden täuschen zu können, an den ihr doch glaubt? — Wie einst Aesop am hellen Tage mit

brennender Laterne auf dem Markte Menschen suchte, so könnte man in den Kirchen Christen suchen. Denn wer nicht den Nächsten liebt wie sich selbst, sondern im Unglück Anderer sein Glück oder seine Freude sucht, der ist kein Christ, mag er auch noch so gläubig sein, und seine scheinbare Gottesverehrung ist eher Gotteslästerung zu nennen. Ist es nicht ein Hohn gegen die christliche Nächstenliebe, wenn z. B. die Katholiken bei ihren Prozessionen zur Ehre Gottes am hellen Tage Kerzen verbrennen, indeß so manch' armer Teufel nicht einmal des Nachts eine hat? oder wenn die Kirchen in Kunstausstellungen verwandelt, mit kostbaren Teppichen ꝛc. geschmückt werden, während so Mancher aus Mangel an guter Kleidung entweder nicht erscheinen kann oder dann halber erfriert. Aber freilich ist es bequemer, Das zu scheinen, was man in Wirklichkeit zu sein nicht über sich bringen kann. Man ist lieber da human und christlich, wo man gewinnt, als wo man verliert oder wo Andere gewinnen könnten. Diese Religion heißt Sackreligion. Man verschlimmbessert lieber die Heiden in Afrika ꝛc., als daß man sich selbst bekehrt und gegen Andersgläubige und Andersdenkende gerecht, gegen Gefallene und Bedrängte gütig ist. Es ist bequemer, für die Befreiung der Negersklaven in Amerika zu schwärmen, als sich selbst von der Herrschaft der Selbstsucht zu befreien und die Opfer derselben freizulassen; bequemer, einem Thierschutzverein beizutreten und die Schooß- ꝛc. Hunde zu hätscheln und zu tätscheln, als sich um das Wohl der Menschen zu interessiren und auf die Spielzeuge der Launen zu verzichten. Der Apostel Paulus bekannte seine Schwachheit im Vollbringen des Guten; — aber die modernen Christen schämen sich der Ehrlichkeit, sich zu gestehen, daß ihre Schwachheit der Mangel an gutem Willen ist. Man findet es bequemer, Christen zu *scheinen*, als es zu *sein*. Christus hat aber gelehrt: Es werden nicht Die, welche zu mir sagen: „Herr, Herr!“, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters. Darum eiferte denn auch bei jedem Anlaß gegen die Pharisäer, die Augenverdreher, die Frömmler; er erkannte in ihnen den Wolf im Schafspelz, die Selbstsucht. Dagegen sagte er gegen die Sadducäer, die an Nichts glaubten als an Das, was sie mit ihren fünf Sinnen wahrnehmen konnten, die aber Selbstgefühl und Aufrichtigkeit genug besaßen, sich der Heuchelei zu schämen, nicht ein Sterbenswörtchen. Heute besteht in der Christenheit wieder das gleiche Parteiverhältniß. Erst dann, wenn die Menschen Christen im wahren Sinn des Worts sind, werden keine religiösen Parteien mehr existiren, sondern es wird *eine* Heerde und *ein* Hirt sein.

### 3. Verhältniß des Glaubens zur Wissenschaft.

Wir sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß keine von all' den gegenwärtig bestehenden „rechten“ Religionen in Wirklichkeit die rechte ist ; denn keine davon ist ihrer Aufgabe, das Verhältniß des Menschen zur Gesellschaft in der Weise zu regeln, wie es das allgemeine Wohl erheischt, gewachsen. Unsere Kirchen lassen der Selbstsucht des Menschen zu weiten Spielraum und suchen ihre Aufgabe hauptsächlich darin, auf sehr bequeme Weise (durch den Glauben und Schein) das Verhältniß der Menschen mit Gott zu regeln, statt, was allerdings schwieriger ist, (durch die Moral) deren Verhältniß unter sich selbst zu verbessern. Das theologische Element hat die Oberhand über das wahrhaft religiöse, über's sittliche. Die moderne Theologie begeht den Mißgriff, sich mit Uebersinnlichem statt mit dem Natürlichen, mit Unerforschlichem statt mit dem Begreiflichen, mit Ueberflüssigem statt mit dem Nothwendigen, mit Eingebildetem statt mit dem wirklich Vorwirklich Vorhandenen zu beschäftigen; sie stützt sich mehr auf den Glauben als auf die Wissenschaft resp. Naturwissenschaft. Ihre sog. positive Wissenschaft ist ein Unsinn; eine positive Wissenschaft kann es so wenig geben als hölzerne Steine. Freilich darf der Glaube vorwalten, wo die an ihrem Ziele angelangte Wissenschaft aufhört ; aber auch da muß er sich auf die Vernunft und die Natürlichkeit gründen.

Statt dessen haben sich auch hier wieder zwei Parteien gebildet. Wo der Verstand stille steht, behaupten die Materialisten : Da ist's aus ! — und die Spiritualisten : Da kommt erst das Schöne, das Gute und weiß Gott was ! Beide Parteien sind auf falschem Wege; sie behaupten Dinge, die sie nimmer zu beweisen im Stande sind und was zu wissen überhaupt nicht nothwendig ist. Wie in jedem Streite, so mögen auch hier beide Parteien theilweise Unrecht, theilweise Recht haben, und da, wo beide zugleich Recht haben, müssen sie übereinstimmen; im Wesentlichen stimmen sie oft überein, ohne daß sie es wissen; dies ist der Fall, wenn bei dem Streite es sich um eine Nebensache handelt. Eine Nebensache ist nun die Frage, welches des Menschen zukünftige Bestimmung ist, oder, mit andern Worten, was man da suchen soll, wo man nicht weiß, was zu finden ist. Dieser Streit ist ein so unsinniger, wie es die Religionskriege waren, und zeugt von einer bedauerlichen Verirrung des menschlichen Geistes. Das Ziel unsers Strebens muß die Vollkommenheit sein; in ihr liegt die Garantie der Harmonie, der Glückseligkeit, des allgemeinen Wohls. Das ist uns vorläufig die Hauptsache; nachher darf kommen, was da will, sei es Besseres oder Schlechteres oder Nichts.

Wenn aber die Harmonie die Bedingung des allgemeinen Wohls ist, so erscheint es als eine Thorheit, daß die Menschen in der Verschiedenheit der Glaubenslehren einen willkommenen Anlaß zu Feindseligkeiten finden, — ganz zuwider dem christlichen Gebot der Nächstenliebe. Man wollte den Glauben eines Jeden nach einem Modell gestalten. Dieses unsinnige Streben hatte natürlich keinen Erfolg; denn es wird dem Menschen nie gelingen, gegen die göttlichen Gesetze der natürlichen Weltordnung zu kämpfen, und ein solches Naturgesetz ist die Mannigfaltigkeit. Wie die Physiognomien aller Menschen verschieden sind, so sind es auch ihre Charaktere, ihre Meinungen. Die Verschiedenheit der Glaubenslehren ist eben geeignet, das Denken eines Jeden anzuregen. Der Schöpfer begabte uns zu keinem andern Zwecke mit Vernunft, als daß wir von derselben Gebrauch machen; die Geistesträgen sind daher des Besitzes der Vernunft nicht werth. Der Vernünftige wird seinen Geist nicht binden lassen durch das, was in diesem oder jenem Buche steht oder was ihm gesagt wird; er wird prüfen und urtheilen. Durch den richtigen Gebrauch der Vernunft wird er auf ein ferneres Naturgesetz aufmerksam gemacht, das Gesetz der Bewegung. Blicke wohin Du willst, Du gewahrst überall Leben, überall Bewegung. Selbst was ruhig oder todt scheint, es bewegt sich. Gieße z. B. einen Tropfen Wasser auf den Tisch, so wirst Du sehen, daß er nach kurzer Zeit nicht mehr da ist; er hat sich fortbewegt. Der Schlafende bewegt sich, ohne es zu wissen; er athmet, seine Brust hebt und senkt sich, sein Blut rollt in beständigem Kreislaufe vom Herzen aus durch den Körper und wieder dahin zurück; er träumt und seinen Mund umspielt wohl gar ein süßes Lächeln, wenn er das holde Bild vom Schätzchen sieht; — glückliche Illusion! Auch im Tode ist Leben; Du wirst Dich leicht davon überzeugen, wenn Du den Zustand eines Todten bald nach der Todesstunde mit seinem Zustande nach einem Jahr vergleichst. — Da doch überall Leben und Bewegung ist, warum soll die Religion eine Ausnahme davon machen? War Jesus nicht auch ein Mann der Bewegung resp. des Fortschrittes?

Der Glaube muß daher Sache des freien Urtheils eines Jeden sein. — Dieser Grundsatz erscheint dem Ultramontanismus staats- und religionsgefährlich. Doch ich behaupte, daß gerade dieser es weit mehr ist, als der Grundsatz der Glaubensfreiheit. Der Ultramontanismus hat sich durch die Religionskriege und den Sonderbund sehr verderblich erwiesen, während die Religionsfreiheit da, wo sie existirt, sehr wohlthätig auf dee Entwicklung des allgemeinen Wohls einwirkt. Doch die Ultramontanen werden sich, wie früher, so auch später, vergeblich bemühen, das Rad der Zeit aufzuhalten.

Dem Grundsatz des Fortschritts gemäß darf man uns nicht zumuthen, die Bibel, dieses Produkt der Geister des Alterthums, als Gottes Wort anzuerkennen. Es finden sich der Stellen genug darin, die das Schamgefühl so weit verletzen, daß sie eher als eine Sammlung der abscheulichsten Schriften erscheint, von den darin enthaltenen handgreiflichen Lügen gar nicht zu reden. — Doch prüfen wir die Bibel genauer, so finden wir, daß sie uns des Guten unendlich mehr bietet: die christliche Moral, wie sie im Neuen Testamente ihren Ausdruck gefunden. Aus den Schriften des Alten Testaments leitet das Judenthum, aus denjenigen des Neuen Testaments das Christenthum seinen Ursprung her. Berücksichtigen wir die darin ausgesprochenen reinen moralischen Grundsätze, so ist die Bibel keineswegs so ganz zu verwerfen, wie es Viele thun, die gerne das Kind mit dem Bade ausschütten oder beim Sieben Alles mit einander durchschlüpfen lassen; prüfet Alles und behaltet das Bessere. Verwerflich aber ist der mit der Schrift verübte Mißbrauch, der darin besteht, daß eben die Hauptsache ihres Inhalts, die christliche Moral, als Nebensache behandelt wird, wogegen der orientalische und alterthümliche Blödsinn, der sich mit eingeschlichen, uns als Heiligthum und als Hauptsache aufgezwungen wird, indem man von uns unbedingten Glauben verlangt an Offenbarungen und Wunder, die geschehen sein oder noch geschehen sollen, den Glauben an das Möglichwerden des Unmöglichen. Es wird Niemand im Stande sein, die Behauptung zu widerlegen, daß es selbst dem Schöpfer der Natur unmöglich ist, Uebernatürliches oder Unnatürliches zu vollbringen; wenigstens hat er noch nie den Willen dazu gezeigt. Alle sog. Wunder lassen sich durch genaue Untersuchung auf die Natürlichkeit ihres Ursprungs zurückführen. Heute geschehen keine Wunder mehr; da ist trotz des Fortschrittes solche Kunst aus. Auch die Engel und Teufel wollen uns nicht mehr besuchen; vielleicht denken sie, wir hätten deren hier genug, und sie haben dabei nicht Unrecht. Die Hölle und den Himmel haben wir hienieden, wir dürfen nur wählen; — Engel ist Jeder, der Gutes thut, und Teufel ist Jeder, der im Unglück Anderer sein Glück sucht, und im höchsten Grade ist er's, wenn er an deren Unglück keinen Gewinn, wohl aber sein Vergnügen findet. So ist z. B. der russische Kaiser der Teufel der Polen und Cirkassier, die Katze der Teufel der Mäuse, ꝛc. Man spricht auch von guten Teufeln, von armen Teufeln; Letztere sind wahrscheinlich diejenigen, die keine eigene Hölle haben. Jeder Mensch kann entweder Engel oder Teufel sein; ja es kommt oft vor, daß man abwechselnd das Eine oder das Andere ist.

## 4. Verhältniß der Kirche zum Staate.

Aus vorliegenden Erörterungen über die Religion und deren Verhältniß zur Wissenschaft ziehen wir den Schluß: „daß der streit- und verdammungssüchtige Glaube, wie uns die Geschichte lehrt, das allgemeine Wohl gefährdet, daß aber die Moral, wie Christus sie gelehrt, die sichere Garantie des allgemeinen Wohls ist; — daß ferner die Beobachtung der moralischen Grundsätze theils eine rechtliche, theils eine freiwillige sein kann (Gerechtigkeit und Liebe). Die Gerechtigkeit wird vom Staate gehandhabt und zwar auf eine Weise, die nicht viel zu wünschen übrig läßt; die Rechtspflege des Staates, ernst und milde, befindet sich auf einer Stufe dir Vollkommenheit, die der heutigen Civilisation alle Ehre macht. — Die freiwillige Tugend besteht in der Ausübung des Guten, während die rechtliche sich auf die Unterlassung des Bösen und auf den Grundsatz beschränkt: „gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Der christlichen Moral gemäß ist aber nicht nur die Begehung des Bösen, sondern auch die Unterlassung des Guten eine Sünde. Nach dem Grundsatz des natürlichen Rechts hat der Staat keine Macht über das Gebiet des Guten, dagegen ist seine Macht im Verhindern des Bösen eine unbeschränkte zur Handhabung der Gerechtigkeit.

Da der Staat in moralischer Beziehung sein Möglichstes für die Entwicklung des allgemeinen Wohles thut und der Glaube ein Hinderniß der Entwicklung desselben ist, so erscheint uns der Glaubenszwang von Seite des Staates als Unsinn, und in der Republik ist er's doppelt. Dennoch ist selbst in der Schweiz die Glaubensfreiheit sehr beschränkt. Der Staat suchte in der Kirche eine Stütze, deren er gar nicht bedarf. Es bildete sich in Staat und Kirche gleichsam ein Ehepaar, dessen beide Theile um die Brandschatzung des Volkes sich stritten; besonders trat — natürlich im Namen der Religion! — der bodenlose Sack der Kirche oft gar zu nahe an die Interessen des Bürgers heran. Heute ist ihre Macht gebrochen und sie wird vom Staate eher als Sklavin behandelt. In der Schweiz ist nun durch den sogen. „Handelsvertrag“ mit Frankreich die Bahn der Religionsfreiheit betreten worden. Die praktischen Nordamerikaner haben schon längst die Religion — nicht etwa einem Handelsvertrage zu lieb (was doch eher in ihrer Natur läge als in derjenigen der Schweizer), sondern grundsätzlich — als Privatsache des Bürgers erklärt und es befinden sich der Staat und die Kirche wohl dabei.

# Des Menschen Stellung.

ARCHIV DES BISCHÖFLICHEN KOMMISSARIATS URI

## I. Im Staate.

### A. Der Staat nach Außen.

Der Staat, als Verein der auf seinem Gebiete wohnenden Bürger, hat die Aufgabe, die Entwicklung des socialen Wohles zu schützen und zu fördern. Nach dem Grundsatze: „Einer für Alle und Alle für Einen“ hat jeder Bürger nach Kräften zum Wohle des Staates, durch welches auch das seinige bedingt ist, mitzuwirken, d. h. für den Anspruch auf die Vortheile, die der Staat ihm gewährt, diejenigen Pflichten zu erfüllen, die dessen Interesse ihm auferlegt.

Der Staat bedarf, damit sein Wohl sich ungehindert entwickeln kann, der Unabhängigkeit nach Außen und der Ordnung im Innern. Um dieses zu erreichen, muß er sich nach beiden Richtungen die Beobachtung des natürlichen Rechtes zum Princip machen; dadurch allein wird die Harmonie, die die erste Bedingung des socialen Wohls ist, erreicht. Wo aber die Gewalt Recht hat, da hat das Recht keine Gewalt.

Der Staat begeht einen Mißbrauch seiner Gewalt nach Außen, wenn er dieselbe zu einem andern Zwecke verwendet als zur Vertheidigung des natürlichen Rechtes seiner Existenz resp. Unabhängigkeit und zum Schutze seiner auswärtigen Bürger; durch die gegenseitige Anmaßungssucht der Staaten wird die Entwicklung des allgemeinen Wohls sehr gehindert. Würden alle Staaten diesen Mißbrauch aufheben, so würde eine allgemeine Entwaffnung erfolgen und es würde des Propheten Wort im Alten Testament erfüllt werden: „Sie schmieden ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Speere zu Winzermessern.“ Dieses Verhältniß wird eintreten, früher oder später, denn es muß eintreten; das sociale Wohl und die Civilisation verlangen es unbedingt.

Die Eintracht der Völker wäre eigentlich schon vorhanden, wenn nicht die Regierungen, besonders die monarchischen, ihr Interesse dabei suchten, ihre Gebiete unnützer Weise zu vergrößern und die Aufmerksamkeit des Volkes auf die äußere Politik zu wenden. Es sind vorzüglich die Großmächte, die diesen Fehler begehen. Um Entschuldigungsgründe sind sie nie verlegen: theils befreien (?) sie Nationalitäten, theils stellen sie die natürlichen

Grenzen oder das europäische Gleichgewicht her. Wo sie aber keine Aussicht auf Befriedigung ihrer Selbstsucht haben, liegt ihnen Nichts an All' diesem. Es scheint aber die Zeit nahe, wo der kritische Zustand der Finanzen sie das Kriegführen vergessen macht; alles Böse hat sein Gutes und alles Gute sein Böses.

---

## B. Der Staat nach Innen.

### (Verhältniß des Staats zur Gesellschaft.)

Auch in der Handhabung der Ordnung im Innern muß der Staat, um die zum Gedeihen des sozialen Wohles unumgänglich nothwendige Harmonie mit der Gesellschaft resp. den Bürgern zu erreichen, nach dem Grundsatze des natürlichen Rechtes verfahren. Da die Förderung dieses Wohls in seiner Aufgabe liegt, so darf er nicht dem Bürger im Mitwirken zur Erfüllung derselben hinderlich sein, sondern er soll ihm unbeschränkte Freiheit auf dem ganzen Gebiete seiner Wirksamkeit einräumen, sofern dieselbe sich mit dem Interesse des allgemeinen Wohls verträgt. Freiheit und Ordnung, wenn ihre Grundsätze richtig aufgefaßt werden, vertragen sich ganz vortrefflich mit einander; ja es kann Keines von Beiden ohne das Andere möglich sein. Der Staat handelt daher der Ordnung zuwider, wenn er, angeblich im Interesse der Ordnung, die Rechte des Bürgers beschränkt, indem er ihm ganz oder theilweise die im Interesse des socialen Wohles liegende Freiheit des Glaubens und Denkens, die Rede- und Preßfreiheit, die Verkehrs- d. h. Gewerbe- und Associationsfreiheit entzieht und sich in dessen Angelegenheiten mischt, wo sie ihn Nichts angehen, d. h. wo das sociale Wohl durchaus nicht gefährdet wird; durch diese Beeinträchtigung der Freiheit wird dasselbe weit mehr gefährdet.

Doch nein, nicht der Staat begeht dieses Verbrechen gegen die Bürger (denn deren Gesammtheit bildet eben den Staat), sondern die Regierungen, besonders die monarchischen, sind es, die es thun. Sie handeln ihrer Aufgabe zuwider; sie scheinen diese oft gar nicht zu kennen und befinden sich nicht auf der Höhe ihrer Stellung, wenn sie glauben, sie seien nicht um des Volkes willen, sondern das Volk sei um ihretwillen da. Wo die Regierung dem Interesse des Volkes entspricht, müssen sich Regierte und Regierende wohlbefinden; Das scheinen die Monarchen nicht begreifen zu können oder zu wollen, trotzdem daß ihre Stellung mehr und mehr bedroht wird. Sie haben nicht das Recht, das Streben des Volkes nach Freiheit zu unterdrücken; ihr Recht „von Gottes Gnaden" ist ein angemaßtes, also kein Recht, sondern Gewalt. Dagegen hat das Volk das Recht, unfähige und unwürdige Regenten abzusetzen. Die Gewaltherrschaft kann aber nicht anders

als gewaltsam abgeworfen werden; denn für die Rechte des Volkes haben die „von Gottes Gnaden“ keinen Begriff; die stehenden Heere, die allwissende und allmächtige Polizei, die Preßcensur ꝛc. sind davon der deutliche Beweis. Doch welche Maßregeln sie auch in ihrer eingebildeten Weisheit und in Verkennung ihres eigenen Interesses zur Unterdrückung des Rechtes ergreifen mögen, es muß endlich das Recht über die Gewalt und die Freiheit über die angemaßte Autorität triumphiren. Revolution heißt die Erlöserin der unterdrückten Völker und das Schreckensbild der volksfeindlichen Herrscher. Um indessen im Kampfe gegen die Gewalt nicht zu unterliegen, wäre es zweckmäßig, daß die unterdrückten Völker alle gleichzeitig und mit Hülfe eines internationalen Revolutionsheeres und eines militärisch wohlorganisirten Staates, z. B. Italiens, sobald es sich von der Vormundschaft Frankreichs befreit haben wird, — dieses Staates, dessen Interesse eigentlich bereits mit demjenigen der Revolution verflochten ist und es wahrscheinlich ungeachtet des Vertrages mit Frankreich vom 15. September 1864 bleiben wird, — in einem geeigneten Augenblicke (wenn ihre Herrscher sich in den Haaren liegen) nach einem gemeinsamen Plane ihre Operationen aufnehmen, — anderswie wäre der Erfolg zweifelhaft.

Der Revolution verdanken die Republiken ihr Dasein. Doch wie es hienieden nichts Vollkommenes giebt, so findet sich auch in der Republik nicht Alles vollkommen. Es kommen Fälle vor, daß auch hier der Wille des Volkes und derjenige der Regierungen, auch wenn sie sich liberal nennen, nicht derselbe sein kann, oder daß eine Mehrheit das Recht der Minderheit unterdrückt. Solch' rechtswidriges Verfahren nennt man Staatsstreich. Ein Staatsstreich war der Abschluß des sog. Handelsvertrages mit Frankreich, wo unsere Bundesbehörden, die doch zur Handhabung der Verfassung berufen sind, es waren, welche dieselbe verletzten; ein solcher Streich war das tadelswürdige, unchristliche Auftreten der Aargauer in der Judenfrage und das volksfeindliche Benehmen der Behörden in derselben Angelegenheit; solche Gewaltakte waren ferner die Aufhebung der Klöster im Aargau und anderwärts, die Niederwerfung des Sonderbundes, sowie überhaupt jeder Krieg, die Unterdrückung des Grütlivereins im Kanton Bern in den Fünfziger Jahren, ꝛc. ꝛc. Das Mittel zur Beseitigung des Uebelstandes der volksfeindlichen Benehmens der Regierungen heißt: Veto; — gegen die Staatsstreiche des Volkes giebt es kein Mittel. Bei der bevorstehenden Partialrevision der Bundesverfassung dürfte auf die Einführung des Veto Bedacht genommen werden; dadurch würden zugleich die Klagen einiger Zeitungen, daß das Volk sich zu wenig um die Bundesangelegenheiten interessire, aufhören.

ARCHIV DES BISCHÖFLICHEN KOMMISSARIATS URI

* * *

Wo das Princip der Freiheit zur Geltung gelangt, muß die Autorität ihre angemaßten Rechte einbüßen, und es müssen alle Bürger in gleichem Maße die Vortheile, welche der Staat bietet, genießen, und die gleichen Verpflichtungen gegen denselben zu erfüllen haben; die Bedingung der Freiheit ist die Gleichheit, die Gleichberechtigung; darauf beruht die sociale Harmonie. Der Staat darf daher nicht den einen Klassen der Gesellschaft Rechte auf Unkosten der andern einräumen oder sie besonders begünstigen, sondern er muß diejenigen Klassen begünstigen, die dessen bedürftiger sind. Unser Bundesrath, der sich überhaupt mehr und mehr unrepublikanisch zeigt, thut das Gegentheil: nicht genug, daß der brave italienische Patriot Mazzini ausgewiesen wurde, — daß die Eidgenossenschaft Geld genug zum Soldatenspielen, zum Japanschwindel ꝛc. ꝛc. ꝛc., aber für die polnischen Flüchtlinge, für gemeinnützige Unternehmungen oft keines hat, gibt man der arbeitenden Klasse noch den Eselsfußtritt durch den Schwabenvertrag. Der Bundesrath wird sich vielleicht noch so weit vergessen, daß ein neuer Sonderbund — an dem sich aber dann nicht nur einzelne Kantone, sondern die liberale Partei der ganzen Schweiz betheiligen würde, sobald dies nothwendig wird — ihm ein gebieterisches „Halt“ zurufen muß.

Der Staat muß dadurch das richtige Verhältniß zwischen den verschiedenen Ständen herzustellen suchen, daß er dem Proletarier, doch ohne ihn zu bevormunden oder zu maßregeln, zum Emporkommen Hand bietet und andrerseits im Interesse des allgemeinen Wohls, zu dessen Förderung er ja berufen ist und für das er so viel thut, das demselben schädlich wird, der übermäßigen Bereicherung der Mächtigen und der von dieser Seite geübten Ausbeutung des Proletariats ein Ziel setzt. Hat der Staat hiezu nicht den Willen oder die Macht, so liegt es in der Natur der Sache, daß der Proletarier, empört über seine Zurücksetzung, auch die Erfüllung gleicher Pflichten verweigert, indem er z. B. die Vertheidigung des Vaterlandes Denjenigen überläßt, die ein Interesse an dessen Unabhängigkeit haben.

Außer den Reichen sind, wenigstens in Monarchien, die Beamteten vom Staate besonders begünstigt; diese, in empörendem Uebermuthe, wollen mehr als Bürger gelten, und um „standesgemäß“ leben zu können, schämen sie sich nicht zu betteln. Ein armer Handwerksbursche, wenn er lange auf der „Walze“ und in Folge dessen ohne Mittel ist, muß beim „Fechten“ um einen Zehrpfennig sich auf Schlimmes von Seite der Polizei gefaßt halten; die Beamteten bleiben nicht nur ungestraft, wenn sie — nach dem Motto: „Rupfst Du mein Vaterland“ — um Besol

bungserhöhung bet[illegible]n, sondern man willfährt ihnen, — gerade das Gegentheil von dem, was im Interesse der Gleichheit zweckmäßiger wäre: ihre Besoldung auf den Betrag der Löhnung der Privatangestellten zu reduciren und ihre Arbeitszeit zu vermehren. Der Einwand, daß die Beamteten für ihre Ausbildung größere Opfer gebracht hätten als die Handel- und Gewerbetreibenden, ist nicht in allen Fällen wahr; auch darf der Staat kein Versorgungsinstitut sein. Ich bin überzeugt, daß mancher Privatmann einen Theil der Staatsangestellten an Talent und Würde überragt, und es sollten bei den Wahlen diese im Proletariat vorhandenen Kräfte mehr berücksichtigt werden.

## II. Zu der Gesellschaft.

### A. Verhältniß zwischen den verschiedenen Ständen.

Die Harmonie, als Garantie des allgemeinen Wohls, hängt in socialer Beziehung von der Gewissenhaftigkeit und dem freien Willen jedes Einzelnen ab. Diese beiden Principien vertreten, ergänzen und vereinigen sich je nach den waltenden Umständen. Der Harmonie tritt aber die Selbstsucht hindernd entgegen. In personneller Beziehung heißt diese Ehrgeiz, in materieller Beziehung Habsucht. In beiden Richtungen strebt man nach möglichst bequemer Stellung auf Kosten Anderer und hat dann für diese kein Herz, sondern mißachtet sie obendrein. — Was nützt Euch solche Stellung? Ihr wollt vielleicht bequemer, ausgezeichneter leben. So lebt denn in Saus und Braus, mit Sang und Klang! Genießet die Freuden des Lebens, so viel es Euch möglich ist! Ich bin überzeugt, daß Ihr dabei Langeweile habt; Ihr fühlet, daß in dem Genuß die Lebensfreude, die Ihr sucht, nicht zu finden ist, und um Euch zu zerstreuen, sucht Ihr dennoch immer neue und neue Genüsse; aber statt Euch zu erheitern, werdet Ihr melancholischer; — Ihr könnt nicht schlafen, die besten Gerichte und Weine schmecken Euch nicht mehr, Ihr seid halber krank, kurz es fehlt Euch im Genusse der Genuß. Wißt Ihr, warum? und warum der Arme eigentlich das Leben besser genießt als Ihr? Ich will es Euch sagen: Die Abwechslung im Genuß ist nur eine eingebildete, aber die Abwechslung zwischen Arbeit und Genuß ist eine wirkliche; Arbeit macht das Leben süß, wenn sie nämlich nicht selbst eine saure und zu anhaltende ist. Auf den Fall aber, daß unter Hunderten Einer im Genusse Befriedigung findet oder, wie man sagt, sich des Lebens zu freuen weiß, so wird ihm diese Lebensfreude nur zu oft durch die fürchterliche Erscheinung eines Gespenstes ohne Haut und Fleisch, mit

klappernden Knochen und einer ungeheuren Sense, schrecklich getrübt; dieses Gespenst heißt Tod. Ach du Gütiger, wie bist Du verkannt, gefürchtet! Nicht genügt es Dir, die Mühseligen und Beladenen zu erlösen, nein, Du sorgst dafür, daß es hienieden selbst wenn auch nicht besser, doch nicht schlimmer wird; denn lebten die Menschen ewig, so würde jeder den Erdball allein besitzen wollen, und es wäre kaum Platz genug für Zwei. Sucht sich doch ohnehin Mancher für eine Ewigkeit einzurichten!

Ihr wollt aber vielleicht die sichere Stellung, die Ihr sucht, nicht für Euch selbst ausbeuten, sondern sie auf die Nachkommen vererben. Dies ist rein überflüssig; denn Diejenigen, die Nichts als die Armuth ererben und von Jugend an auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sind, wissen sich immerhin durchzubringen, leichter noch als Diejenigen, die im Reichthum auferzogen sind und durch die Ungunst des Schicksals verarmen, was eben nicht unmöglich ist. Auch auf den Fall, daß der ererbte Besitz ihnen bleibt, haben sie keinen Anspruch auf Achtung, so wenig als es der Esel hat, der die vorgelegte Distel frißt.

Es geht da oder dort manchmal zu, daß man versucht ist zu zweifeln, daß Gott die Welt regiert, und daß man eher glauben möchte, das Geld sei der Gott, der die Welt regiert und den am meisten die Frommen verehren. Ferner lehrt man uns, die Erde drehe sich um die Sonne, wie die Katze um den Brei, und um sich selbst, wie der Krebs am Spinnrad, — während es uns oft scheinen will, sie drehe sich um's Geld. Gewiß ist, daß sie sich in den Augen Vieler um den Magen und Genuß aller Art dreht. Man vergißt in in gewissen Kreisen, daß man nicht lebt, um zu essen, sondern ißt, um zu leben. Jeder sucht so viel wie möglich zu erringen und das Errungene, das er sich oder Andern abgeschunden, zu vermehren und länger als er lebt zu besitzen. Die Mittel zur Vermehrung des Besitzthums stehen vorzüglich den Reichen zu Gebote; denn es ist leichter, das Vorhandene zu vermehren, als Nichtvorhandenes zu erwerben. Wie beim Graben eines Loches der aufgeworfene Erdhügel sich in gleichem Maße wie das Loch vergrößert, so wächst bei den Einen das Elend in gleichem Verhältniß wie bei den Andern der Ueberfluß. Selbst durch Heirathen wird dem Proletariat viel Vermögen entzogen; hier zeigt sich die Macht des Geldes in grellem Lichte. Ueberhaupt wird es dem Unbemittelten immer schwerer, sein kummervolles Dasein zu verbessern. Eine traurige Folge davon ist u. A. die Versunkenheit des weiblichen Geschlechts der ärmern Klasse, indem die Prostitution als einträgliches Nebengeschäft, wenigstens in den größern Städten, bei demselben ziemlich allgemein wird.

Welches sind aber die Mittel, das Elend zu beseitigen und besonders den Arbeiterstand zu heben? Etwa der Kommunis-

mus? Bewahre! Der wäre ein ebenso ungerechtes als unpraktisches Institut. Diejenigen, die mit ihrer Lage nicht zufrieden sind, müssen gemäß dem Sprichwort: „der schlafende Fuchs fängt kein Huhn“ — sich aufraffen, sich verbinden, Konsumvereine, Unterstützungsanstalten aller Art, Spar- und Leihkassen, Etablissements gründen, die Rohstoffe ihrer Gewerbe, die Lebensmittel ꝛc. direkt beziehen; ist es z. B. nicht klüger, daß eine Anzahl Arbeiter dieser oder jener Profession gemeinschaftlich ein Geschäft gründen und dessen Ertrag theilen, als sich für Andere abzuschinden und sich dabei das Nöthigste abgehen zu lassen?

Was insbesondere die Arbeiter betrifft, so liegt die Schuld an ihrer ungünstigen Lage oft auf ihnen selbst. Mit der Arbeit muß die Sparsamkeit verbunden sein; diese ist ihnen ziemlich fremd. Das Blaumachen, die Vergnügungssucht verursacht ihnen zwar zuweilen einen schweren Kopf und leichten Beutel; oft haben sie im Verlauf der Woche kein Geld mehr, um mit einem Glas Bier den Durst zu löschen, weil sie am Samstag Abends, am Sonntag und gar am Montag und noch später, so lange es reicht, ihr sauer verdientes Geld „verklopfen“. Mancher Arbeiter könnte sich in nicht langer Zeit ein hübsches Sümmchen zurücklegen — wenn er so gut wie die Reichen den Werth des Geldes erkennte.

Mögen immerhin die sog. „höhern“ Stände, bei welchen eben auch nicht Alles Gold ist was glänzt, sich hüten, dem Selbstgefühl des selbstbewußten Proletariers zu nahe zu treten, und mögen die Proletarier von sich selbst aus ihre Stellung zu verbessern suchen, — denn auf einen Menschenfreund, der es für sie thut, dürfen sie so lange warten wie die Juden auf den Messias.

---

## B. Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern.

Unbestreitbar ist die Bestimmung der beiden Geschlechter die eheliche Verbindung. Die Verehelichung liegt im Gesetze der Natur. Ich finde es hier nicht am Platze, mich über die Gesetze der Physik und die Lehre von positivem und negativem Elektro-Magnetismus auszulassen. Es ist statistisch konstatirt, daß Verheirathete in der Regel länger leben als Unverheirathete. — Durch das Gelübde der Ehelosigkeit begehen daher die katholischen Welt- und Klostergeistlichen und Nonnen ein Unrecht an sich selbst und an der Menschheit. Dieses geschieht aber in edler Absicht und ist deßhalb, wie überhaupt da, wo die Ehelosigkeit eine freiwillige ist, zu entschuldigen. — Ein unverantwortliches Unrecht ist dagegen der Eingriff in das heilige Recht der Selbstbestimmung Derjenigen, die sich verehelichen wollen und es ohne wirkliche und wesentliche Nachtheile dürfen. Ein solches Unrecht begeht der Staat, wenn er z. B. die Verehelichung an religiöse Bedin-

gungen knüpft, w. z. B. an diejenige der Konfirmation; ein solches Unrecht begehen ferner die Gemeinden, die ihren Angehörigen der Armuth wegen die Verehelichung unmöglich machen, — und endlich die Eltern, die des Reichthums wegen dasselbe an ihren Kindern thun, wenn etwa ihr Sohn oder Tochter etwas mehr des lumpigen Geldes besitzt, als der andere Theil. Unbegreiflich ist es, daß gerade die Eltern, die doch näher am Grabe sind als die Kinder, mehr als diese der Habsucht ergeben sind. Wie viele Kinder werden dadurch zum Aeußersten, zum Wahnsinn, zum Selbstmord getrieben. Möchte allen solchen kindsmörderischen Eltern die Affaire Furrer in Zürich zum warnenden Beispiel dienen, wie ihnen die Strafe auf dem Fuße folgen kann. Man will dem Furrer die Menschlichkeit absprechen: war denn das Verfahren seiner Eltern gegen ihn ein menschliches, als sie trennten, was Gott zusammengefügt? Und war die Erziehung, die sie ihm zu Theil werden ließen, eine menschliche? Nein, die Eltern trugen die Schuld und zwar doppelt, daß er sie mordete. Wie wäre es, wenn man solche Eltern auch trennte und das Eine nach Ostindien, das Andere nach Westindien versetzte oder noch besser zu den Wilden, wohin sie gehören? So sehr ich sonst die Eingriffe des Staates in das patriarchalische, unabhängige Familienleben verwerfe, so möchte ich doch in vorliegendem Falle die Willkür der Eltern so weit möglich beschränkt wissen.

Die Bedingung eines soliden Verhältnisses zwischen den beiden Geschlechtern vor und nach der Verehelichung ist vorzüglich die öffentliche Sittlichkeit. Dem weiblichen Geschlechte besonders ist die Aufgabe der Aufrechterhaltung derselben zugefallen und es ist ihm gerade bei Anlaß des Verführungsversuches die Gelegenheit geboten, die Würde des Geschlechts zu behaupten. — Leider behaupten dieselbe nicht Alle. Weit entfernt, Denjenigen, die um's Geld ihre Menschenwürde und Selbstachtung preisgeben, unnütze Weise Moral zu predigen, mache ich sie nur auf ihre Zukunft aufmerksam, auf die Tage, von denen sie sagen werden: „sie gefallen mir nicht“, auf die Tage, wo Schminke und Puder und andere Verschönerungsmittel ihnen den Dienst versagen, wo sie, nicht mehr gesucht, sondern von Jedermann und am meisten von ihren verehelichten und unverehelichten Zusprechern verabscheut, dem Luxus und der Trägheit ergeben, sich umsonst in die Jahre zurückwünschen, wo sie noch keine Idee von sittenlosem Wandel hatten. Die Thatsache läßt sich zwar nicht läugnen, daß sie es aus Armuth und Mangel an Arbeit thun. Könnte nicht der Staat oder eine gemeinnützige Gesellschaft diesem Uebel abhelfen, z. B. durch Errichtung von Arbeitshäusern? Ersterer hätte dann das Recht, die arbeitsscheuen Dirnen in ein Zwangsarbeitshaus zu verstecken. — Sehr zu bedauern ist ferner die

Thatsache, daß es Frauenzimmer gibt, die, zwar nicht in üblem Rufe stehend, doch in ihrer Coquetterie sich gar zu gerne von gewissen Modeherrchen schmeicheln lassen, ohne sich darum zu kümmern, ob dieselben von dem diplomatischen Grundsatz ausgehen, der Mensch besitze die Sprache, um die Gedanken zu verbergen. So viel ist gewiß, daß die Frauenzimmer Denjenigen, die im Benehmen gegen sie eine gewisse Keckheit und Gewandtheit verrathen, am wenigsten trauen dürfen; denn diese zeugt von langer Gewohnheit. Solche Vögel sind leicht am Gefieder und am Gesang zu erkennen, und das weibliche Geschlecht hat Scharfsinn genug, sie zu erkennen. Daher haben Diejenigen, dis sich verführen lassen, denen der süße Rausch gefällt, sich auch den Katzenjammer gefallen zu lassen und die Folgen der Verführung selbst zu tragen; ich finde die gesetzliche Bestimmung ungerecht, daß die Kosten der Erziehung außerehelicher Kinder dem Vater derselben zufallen, statt der Mutter, die sich, gern oder ungern, verführen ließ.

Doch auch die Männer dürfen nicht der Aufrechterhaltung der öffentlichen Sittlichkeit entgegenwirken, dürfen nicht dem weiblichen Geschlechte mehr zumuthen, als über ihre eigenen Kräfte geht, sondern sollen ihm die Aufgabe erleichtern. Nach dem treffenden Sprichwort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern" sind Diejenigen, die häufigen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte suchen, eigentlich kaum Männer zu nennen; Männer sind nur Diejenigen im vollen Sinne des Wortes, die ihrer selbst Herr sind. Diejenigen, die gerne auf Eroberungen ausgehen, um sie bald wieder fahren zu lassen, begehen zugleich ein Unrecht gegen die Andern, die nur eine Eroberung suchen, aber eine solche, die ihrer würdig ist; diesen fällt es dann schwer, sie zu finden.

## III. In der Familie.

### A. Verhältniß zwischen den Ehegatten.

Die Verehelichung ist für Alle, denen das Wohl der Familie und damit auch ihr eigenes Wohl am Herzen liegt, ein wichtiges Unternehmen und es muß daher, wenn ein glückliches Familienverhältniß erzielt werden soll, bei der Wahl einer Ehehälfte die größte Sorgfalt beobachtet werden; beide Theile müssen einander gründlich kennen lernen: „es prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet; der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang." Die Bedingung der Harmonie zwischen den Ehegatten ist 1) die friedliche Gemüthsart Beider, 2) die gegenseitige Achtung. Der Anspruch auf dieselbe ist durch das Vorhandensein

derjenigen Eigenschaften bedingt, welche das Glück der Ehe und das Gedeihen des Hauswesens begründen. Sind diese nicht vorhanden und sucht man das Glück im Vermögen, so findet man es sicher nicht. Findet aber nach obigen Grundsätzen die Verehelichung statt, so wird auch die Ehe eine glückliche sein; beide Ehegatten werden gegenseitig ihre guten Eigenschaften zu schätzen und allfällige Mängel durch ihre eigene Unvollkommenheit zu entschuldigen wissen. Statt des Vermögens fasse man eher die Tüchtigkeit in der Besorgung der den Betreffenden obliegenden Geschäfte — für den Mann im Weltverkehr, für das Weib im häuslichen Kreise — und deren Arbeitsamkeit und Sparsamkeit in's Auge; Gebildete dürfen ferner auch beim andern Theile die Bildung nicht übersehen. Macht aber der eine oder andere Theil weitere Ansprüche, so sehe er zu, wie dieselben befriedigt werden können; wer zu viel sucht, muß leicht am Ende mit Wenigem vorlieb nehmen, und schon Viele mußten ihre übertriebenen Ansprüche mit dem Exil im Giritzenmoos und im Affenwalde büßen.

Das Glück der Ehe, bedingt durch die Harmonie, hängt lediglich von der Beobachtung obiger Grundsätze bei der ehelichen Verbindung ab; weitere Erörterungen über das Verhältniß zwischen den Ehegatten halte ich daher für überflüssig, — abgesehen davon, daß ich in dieser Beziehung, weil, wenigstens zur Zeit der Herausgabe dieser Schrift, noch unverheirathet, mir ein kompetentes Urtheil über diesen Gegenstand nicht erlauben will. Doch kann ich nicht unterlassen, hierüber meine unmaßgebliche Meinung auszusprechen. Nach natürlichen Gesetzen ist der Mann Oberhaupt der Familie; er darf aber von seiner Autorität keinen Mißbrauch machen, sondern muß den gerechten Wünschen der Gattin so viel immer möglich Rechnung tragen. Die Gattin darf dagegen seiner Autorität nicht zu nahe treten; ihr Benehmen gegen ihn muß ein bescheidenes sein. Mit Bescheidenheit gewinnt sie mehr als mit Keckheit; denn auf jene Weise kann sie auf den Mann einen mächtigen Einfluß ausüben und ihn unter den Pantoffel bringen, ohne daß er's merkt, daß er ihn sogar sich gerne gefallen läßt. Die Natur hat das weibliche Geschlecht mit einem solchen Grade von Schlauheit begabt, daß es in derselben einen hinreichenden Ersatz für die ihm abgehende Autorität findet.

---

## B. Verhältniß zwischen den Eltern und Kindern.

Die Harmonie zwischen den Ehegatten darf sich auch den Kindern gegenüber nicht verleugnen, wenn die Erziehung derselben eine dem Wohl der Familie entsprechende sein soll. Durch Einigkeit gewinnen sie bei ihnen an Autorität, durch Uneinigkeit verlieren sie dieselbe, und dann sind die Anstrengungen der einen oder andern Ehehälfte in der Erziehung der Kinder umsonst.

Auch das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern soll auf Harmonie beruhen. Um dieses zu erreichen, müssen die Eltern bei der moralischen Erziehung der Kinder mit richtigem Takt in Gerechtigkeit und Liebe auftreten und ihnen dieselben Grundsätze beibringen. Die Kinder werden in der Regel präcis so, wie sie erzogen werden; „ein Baum, so lang er jung und grün, läßt leicht noch krumm und grad sich ziehn“; wenn Kinder ungerathen genannt werden, sind sie es meistens durch verkehrte Erziehung. — Die intellektuelle Erziehung der Kinder, die zu ihrem eignen und zum Wohl der Familie und der Gesellschaft erforderlich ist, muß auf ihre künftige Stellung, für den Mann im Weltverkehr, für das Weib im Familienkreise, berechnet sein; die Ausnahmen, wo das Weib sich aktiv am gesellschaftlichen Verkehr betheiligt, sind nicht maßgebend. An der Erziehung der männlichen Jugend läßt sich wenig oder nichts aussetzen; diejenige der weiblichen ist dagegen oft eine verkehrte. Sie muß auf die Tüchtigkeit in der selbstständigen Führung des Hauswesens berechnet sein; aber wie Viele gibt es nicht, denen das Nähen, Stricken und Flicken, das Waschen und Glätten, die Behandlung des Weißzeugs, der Kleider und Betten und des Geschirrs, die Kochkunst und die allfällige Pflege eines Nutz- oder Ziergartens ganz oder theilweise fremd ist, und eben diesen ist nicht leicht Einer als Mann gut genug! Sie werden freilich gebildet, aber nicht zu Hausfrauen, sondern zu Coquetten; man schickt sie in's Welschland, wo sie französisch plappern und Klavier klimpern und anderes unnützes Zeug lernen und ihrem wirklichen Berufe entfremdet werden. Solche Dinge mögen freilich am Platze sein, wenn sie nicht als Hauptsache betrachtet werden oder wenn die betreffenden Töchter sich mit Millionären, Grafen, reich besoldeten Beamteten (Quartalzapfenziehern) und andern halben und ganzen Umsonstfressern verheirathen wollen, — was aber sehr wenigen zu Theil wird. Solchen „gebildeten“ Fräulein kann es leicht ergehen wie jener sparsamen Hausfrau, welche, als sie ein kleines, von einer jungen Henne gelegtes Ei braten (?) wollte, die Magd, die es holte, auszankte, daß sie es nicht im Neste liegen gelassen habe, bis es größer geworden sei; oder wie jener, die, als ihr eine Maß Milch in der Pfanne über dem Feuer höher und höher stieg, ein halbes Dutzend Töpfe zum Anfüllen mit derselben bereit stellte, — oder wie jener, welche die von Staub und Rauch schwärzlich gewordenen mousselinenen Fensterverhänge ausbürstete, — oder gar wie jener, welche die Magd verrückt nannte, weil dieselbe die Treppe von oben herab statt von unten herauf fegte. — Item, Jede sehe selbst zu, wie sie sich an Mann bringe! — Dixi.